

Zur priesterlichen Sendung heute

Von Johannes B. Metz, München

Wovon anders könnte in dieser gesegneten Stunde¹ die Rede sein, als von der Sendung und dem Schicksal des Priesters? Priestertum aber ist nie das private Schicksal einer einsam begnadeten Seele mit Gott. Der Priester allein ist für Gott und vor Gott immer zu wenig. In den Augen Gottes existiert er immer als der für die Menschen Dahingegebene: pro hominibus constituitur. „Menschenfischer“ nennt ihn das heutige Evangelium und sagt damit etwas von der Größe und der Armut seiner priesterlichen Sendung. Im Priester soll stets neu Fleisch werden die große Leidenschaft Gottes für die Menschen, die er uns in seinem Sohne verraten hat. Im Priester will Gott selbst seinen Weg zu den Menschen zu Ende gehen, im Priester will Gott selbst seine barmherzige Tat an den Menschen zu Ende tun, da er nun selber keine anderen Hände und keine anderen Lippen mehr hat als die der Menschen. Gottes Prophet soll der Priester sein, sein Spiegel und Fenster für die Brüder in der Welt — sein Evangelium, buchstabiert aus Fleisch und Blut eines lebendigen Herzens hinein in unsere eigene Zeit.

So können wir nicht umhin, in dieser festlichen Stunde von den Menschen zu reden und der Zeit, die ihm vergönnt und ihm zugemutet ist. Wo vom Priester die Rede ist, darf der Mensch nie weit sein und nie weit die Not der Herzen. Gewiß, wir könnten gleichsam die Vorhänge zuziehen, hinter verschlossenen Türen allein die herrliche Gabe des Priestertums rühmen, die königliche Macht der geweihten Lippen und der gesalbten Hände, die das Geheimnis der nahen Liebe Gottes erschließen in Wort und Sakrament. Wir kämen dabei kaum in Verlegenheit; wir könnten laut und feierlich reden, einfallsreich und wortreich — unangefochten von den verdunkelten und verhängten Herzen und von der religiös so antlitzlos gewordenen Zeit heute. Gar leicht aber fehlt einer solchen Sprache der Ton des Notwendigen und die Farbe des Wirklichen. Deshalb wollen wir uns in dieser Stunde demütig der Frage nach der Erfahrung und dem Weg des Priesters heute, in unserer Zeit und Welt, öffnen.

I.

Das Evangelium des heutigen Tages, so meine ich, wirft ein Licht auf diesen Weg: „Nachdem Jesus seine Rede beendet hatte, sprach er zu Simon: ‚Fahre hinaus auf die Höhe des Sees, dann werft eure Netze zum Fange aus.‘ Simon gab ihm zur Antwort: ‚Herr, die ganze Nacht haben wir uns abgemüht und nichts gefangen — aber auf Dein Wort hin will ich die Netze (noch einmal) auswerfen.‘ Als sie dies getan, fingen sie eine so große Menge Fische; ihre Netze waren daran, zu zerreißen. Da winkten sie ihren Gefährten im anderen Boote, sie möchten kommen und ihnen ziehen helfen. Sie kamen denn auch, und sie füllten beide Fahrzeuge, so daß sie tief im Wasser fuhren“ (Lk 5, 4—7).

¹ Der Text gibt eine Primizpredigt des Verfassers zum IV. Sonntag n. Pfingsten wieder.

Was war geschehen? Das Wort Jesu schickt die Jünger zurück auf die Höhe des Sees, auf der sie eine ganze lange Nacht getrieben waren und nichts erbeutet hatten: „Fahrt hinaus und werft eure Netze aus!“ — „Aber Herr, wir kennen doch dieses Gebiet, wir haben es durchstreift eine lange Nacht. Und siehe: der See ist tot, bleiern, ohne Verheißung, ohne Beute. Ein leeres Boot. Eine vergebliche Fahrt. Und was wir zurückgebracht haben, ist allein die Fracht unserer müde gewordenen Herzen.“ Doch der Herr gibt dieser Niedergeschlagenheit nicht recht. Sein Wort, das an andere Perspektiven, an Unendlichkeiten gewöhnt ist, zerbricht ihre kleinen Maßstäbe. Sein Wort läßt sie nicht fliehen aus diesem Fanggebiet, ohne Beute und ohne Verheißung. Ist es nicht *ihr* Gebiet, ist es nicht *ihr* See? Und so schickt er sie zurück, hinein in die Leere, hinein in die bleierne Welt.

Und sie brechen auf. „Auf Dein Wort hin, Herr!“ Nichts mehr haben sie, das für sie bürgt, als dieses Wort, keine andere Garantie, keine andere Stütze, keine andere „Institution“. So fahren sie als die großen Armen hinaus ins Ungewisse, damit das Wunder ihrer Armut geschehe. Denn mit den Augen dieser Armut finden sie nun plötzlich, wo sie vorher nichts zu finden meinten, entdecken sie Leben, wo sie alles für tot hielten, erblicken sie Beute, wo sie vorher ins Leere geblickt hatten. Und sie bringen schließlich heim eine große unvermutete Fracht.

II.

Ist das nicht ein Bild vom Priestertum unserer Tage? Kein allzu herrliches freilich, allzu erbauliches; eher nüchtern und hart und unscheinbar, aber doch aufgehellte vom Lichte der unbezwinglichen Gnade Gottes, das über unserer Ohnmacht aufgeht. Muß dem Priester heute, dem Menschenfischer unserer Tage, die Welt nicht wie ein Fanggebiet ohne Verheißung, ohne Beute erscheinen? Ist nicht heute jene Nachtstunde, in der nichts mehr heimzuholen ist, die Stunde der großen Vergeblichkeit? Ist Gott nicht tot in den Herzen der Vielen — totgesagt in lautem Protest oder stummem Zweifel, oder feiger Resignation? Sind nicht die Vielen heute müde geworden an der antlitzlosen Ferne Gottes und längst abgewandert, übergelaufen zu anderen Fahnen und anderen Parolen? Wo sind heute die offenen, geöffneten, ausschauhaltenden Herzen, die Beute unserer priesterlichen Hände? Wer trinkt heute von den Wassern, die wir verspenden, und wer richtet sich auf an unserem Wort? Und wir selbst: ist in uns mehr als ein bleierne Gemüt für die ewigen Dinge? Sind die vielen Herzen nicht tot wie der See in jener Nacht? Per totam noctem laborantes nihil cepimus — eine ganze lange Nacht, ein ganzes langes Leben kann heute ein Priester unterwegs sein und mit leeren Händen heimkehren.

Aber es bleibt das Wort des Herrn: „Fahre hinaus in die Tiefe des Sees!“ Auch heute ruft es wieder einen jungen Menschen hinaus in jenes Gewoge, aus dem schon so viele müde und niedergeschlagen heimgekehrt sind. „Fahre hinaus in diese Zeit! Sie ist dein Fanggebiet, kein anderes gibt es für dich. Dieses späte, müde, skeptische Geschlecht unseres zwanzigsten Jahrhunderts, dieser Mensch von heute ist dir aufgetragen — kein anderer, eingebildeter, gewünschter, zurechtgerückter. Dein priesterliches Ja ist ein Ja zu deinem Bruder, zu den Menschen und zu der Zeit, aus der du selber kommst. Dieser Mensch unserer Tage, dem Gott so fern, so in sich verschlossen, so augenlos, so schweigend, so abweisend, ach so unwahrscheinlich gewor-

den ist: er ist dein Los, er soll deine Beute werden. Ihm bist du ausgesetzt als Angelhaken, als Köder Gottes, als ein Anlaß, Gott wieder wahrscheinlicher zu finden in unserer Zeit, und die Finsternis unserer Herzen aufzuhellen von der Morgendämmerung seiner stillen Nähe.“

III.

Wer heute ausfährt, fährt mehr denn je ins Ungewisse. Wer heute ausfährt, darf keine Illusionen mehr haben. Wer heute ausfährt, muß wissen, daß es keinen anderen Wind in seinen Segeln gibt als die eine große Hoffnung auf das Wort des Herrn. Und darum ist der Priester heute mehr als je der dem Wort Gottes ausgelieferte Mensch, mehr als je der große Arme, der nichts hat als die Bürgschaft dieses Wortes. Allein auf dieses Wort ist er gestellt; und nicht er, von sich her entwirft die Möglichkeiten und die Chancen seiner priesterlichen Existenz, sondern einzig das Wort des Herrn.

Darum kommt der Priester heute auch nicht einfach als der immer Strahlende, auf allen Linien Erfolgreiche und Überlegene zu den Menschen. Er kommt eher als der Kleine, Einsame, vielleicht ein wenig Bedrückte — mit der selbstverständlichen Bescheidenheit, die weiß, daß es nicht leicht ist, Herzen zu erobern und Gott zu dienen. Er kommt mit dem Mut, scheinbar ins Leere zu laufen, und zu reden ohne Echo und Beifall. Für ihn ist die Kanzel keine Stätte, an der er sich über die Menschen erhoben weiß, sondern an der er mit ihnen zusammen vor der schmerzlichen Unverfügbarkeit des göttlichen Wortes steht. Denn die Armut schafft Solidarität; sie reißt Wände nieder und sie rückt den Priester brüderlich ein in die Reihe der Menschen heute mit ihren Angefochtenheiten und ihren Gottesfinsternissen.

Gewiß, der Priester ist gar leicht versucht, sich diese Armut zu verbergen, sie niederzuhalten oder vor ihr zu fliehen in einen gefährlichen „Reichtum im Geiste“. Er kann so tun als habe er das Wort des Herrn und dessen göttliche Strategie längst durchschaut. Er kann sich selbstsicher im Gezäune eines religiösen Gettos halten (das ihm immer rechtgibt und das ihn tausendfach stützt) und dabei das Wagnis der Armut ausschlagen, das allein ihn hinausführt ins Offene und Unbewältigte nach dem Geheiß des Herrn. Wenn er sich aber ganz in diese „Armut im Geiste“ hineinziehen läßt, wenn er sich selbst ganz in sie hinein aufgibt, dann wird er auch erfahren, daß diese Armut zugleich sein kostbarster Reichtum sein kann, das geheime Elixier seines priesterlichen Lebens. Denn diese Armut, in der er nichts hat als das angenommene Wort und Geheiß seines Herrn, weckt in ihm die wunderbarste Tugend seiner menschlich-priesterlichen Existenz: die Hoffnung, deren Geheimnis nur die Armen kennen (wie Bernanos sagt); die erst da anhebt, wo wir von uns aus nichts mehr zu hoffen haben; die erst Boden gibt, wenn wir selbst aufgehört haben, stets neu künstliche Böden in unser Dasein einzuziehen. In dieser Hoffnung aber verlieren wir uns nicht vage schweifend an das bloß Zukünftige; in ihr öffnet sich für uns gerade das Geheimnis der Gegenwart. Die Hoffnung überschreitet und verläßt nicht das Jetzt, sie läßt sich vielmehr tiefer und leidenschaftlicher auf es ein. Darum auch öffnet sie dem Priester gerade seine Zeit, so wie sie den ersten Priestern den toten, verheißungslosen See geöffnet hat. Der Priester, der aus der Armut der Hoffnung lebt, wird das Glück seiner Sendung erfahren, wie es einst Petrus erfuhr: er

wird finden, wo er nichts zu finden meinte; er wird endlich Leben entdecken, wo er alles tot glaubte; er wird Beute machen, wo er vordem ins Leere griff. Die Armut seiner Hoffnung wird ihn hellsichtig machen für den verborgenen, stummen Glauben in den Herzen vieler; denn sie allein weiß und sieht: „Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“

IV.

So wird sie dem Priester entdecken die Anonymität des Glaubens heute, den Glauben gleichsam „unter der Haut“. Sie wird ihm die Erfahrung schenken, daß Gott noch in vielen Herzen lebt, obwohl er von vielen Lippen schon geflohen oder verbannt ist. Der Priester wird spüren, daß das ewige Geheimnis auch in unseren Tagen unter tausend Namen immer noch gesucht und ersehnt und auch gefunden wird — als Liebe und Treue, als Ehrfurcht und Demut, als Geduld und Tapferkeit des Herzens. Und das bleierne Meer unserer Zeit wird sich ihm auftun als ein reiches Fanggebiet.

Gewiß, ratloser und verwirrter sind heute die Herzen inmitten der unüberschaubaren Vielfalt unseres modernen Lebens. Unsicherer sind sie geworden, weil jene Stützen immer mehr sinken, die tragen, ehe das gläubige Herz selber trägt. Ernüchterter, aber auch verlegener sind die Menschen geworden, weil ihre Welt entzaubert zu sein scheint von jedem Glanz göttlicher Verheißung. Und in einem ersten Anflug dieser Verlegenheit meinen viele, nicht mehr glauben zu können. Aber die Armut der Hoffnung wird dem Priester helfen, diesem Unglauben zu dienen, wird ihn drängen, nicht nur ein Priester der Gläubigen, sondern auch „Priester der Ungläubigen“ zu sein. Wo er dies wagt, wird er erfahren, daß die Menschen heute nicht eigentlich weniger, sondern zunächst nur *anders* religiös sind — in einer Gestalt, die erst mühsam sich selber sucht, um schließlich einmal einzumünden in die Fülle und Vollkommenheit jenes lebendigen Glaubens, der immer noch und immer neu unterwegs ist auf den Straßen der Zeit.

Darum wird der Priester hinausfahren in die Tiefe und den Glauben dort suchen, wo er sich kaum zeigt und zumeist sich selbst nicht kennt. Er gräbt ihn aus, wo er in schüchternen Anfängen heimlich blüht unter so viel Schutt und Asche einer alternden Welt, ihrer Skepsis und ihrer Zweifel. Er hört mit demütig-empfindlichem Ohr auf die Gebete, die auch heute noch in den Herzen aufbrechen: in der Großherzigkeit etwa, in der da einer verzeiht oder ein Unrecht schweigend trägt; in dem einsamen Pflichtbewußtsein eines Menschen, der gegen die Masse und ihre Meinungen steht; in der schmerzlichen Treue eines nie vergoltenen Gutseins. Hier entdeckt der Priester Leben im dunklen Gewoge der Zeit, entdeckt vielleicht gar den leisen, aber unwiderstehlichen Aufgang einer neuen Gestalt des einen, immer selben Glaubens: etwa im reifenden Bewußtsein einer echten, unpathetischen Brüderlichkeit oder im zarten, oft noch sich selbst verborgenen Gespür für die Unaussprechlichkeit Gottes. Kündigt sich hier nicht die Stunde eines reichen Fischzugs an?

Freilich, der Priester wird diesen Menschen nicht gleich die ganze ausladende Vielfalt der christlichen Botschaft nahebringen können. Die vielen Worte des Glaubens, seine Summen und Systeme klingen ihnen oft zu leer oder zu kompliziert, zu abgegriffen oder zu abgeklärt für die Fragwürdigkeiten ihrer Herzen. Sie haben bei vielen kein Gewicht mehr, die Abgründe ihrer Zweifel auszuloten, es ist, als hätten

sie für viele ihre rettende Kraft verloren. Doch diese Verlegenheit könnte auch für den Priester etwas Heilsames haben: sie könnte ihn darauf aufmerksam machen, daß auch die christliche Botschaft im letzten etwas Einfaches meint und sagt — Einfacheres als alle anderen Religionen. Christentum ist keine wortreiche Ideologie; es „weiß“ eigentlich weniger als alle Mythologien von gestern und heute. Es weiß und kündigt ganz schlicht dies Eine: die liebende Nähe jenes Geheimnisses, das wir „Gott“ nennen und das unser Herz dunkel und unüberschaubar umhüllt und stets neu bedrängt. Es weiß und kündigt, daß dieses Geheimnis kein Nein ist, sondern ein Ja. Und jeder, der den Mut hat, die Dunkelheiten seines Herzens zu tragen, zu dem schmerzlich Unüberschaubaren seines Lebens schließlich Ja zu sagen und nicht zu verzweifeln an der Frag-würdigkeit seines Daseins, hat schon angefangen, an diese zugesagte Liebe zu glauben, die wir in unserer christlichen Botschaft verkünden, in unseren Sakramenten verspenden und in unserer Liturgie feiern. Wer sich selbst annimmt, hat eigentlich Gott schon angenommen, der ihm mit unsichtbaren Händen den Kelch seines Daseins reicht. Und dieser Glaube ist auch in unserer Zeit noch Legion. Darum ist auch das Meer unserer Tage nicht tot und ohne Verheißung. Es wartet nur auf die Priester, die Augen haben für das Unscheinbare, Augen für das, was sich kaum selber versteht; die den Mut haben, in die Tiefe der Herzen auszufahren und die ihre eigenen Herzen ausspannen im Winde des Geistes Gottes, der auch heute noch weht über das Antlitz unserer Welt, weniger stürmisch vielleicht, aber unbezwinglich wie je.

V.

Und darum kehren wir uns nun hin zu dem Altar, an dem unser junger priesterlicher Mitbruder das Opfer darbringt, durch das wir angenommen und heimgeholt sind von der ewigen Liebe, und wir begleiten seine große Ausfahrt, die heute beginnt, mit unserem Gebet:

Herr, gib ihm ein unbezwingbares Herz, laß ihn einen wahren „Menschenfischer“ sein unter dem Stern der Armut der Hoffnung, die nichts hat und für die nichts bürgt als Dein Wort, auf dessen Geheiß hin er ausfährt in die helle Nacht unserer Zeit. Laß die Leidenschaft für die Menschen in seinem Geiste jung bleiben wie am ersten Tag, auch wenn sie einmal nicht erntet, wo sie in Tränen gesät hat und scheinbar ins Leere und Vergebliche läuft. Denn für die Menschen hast Du ihn heute dahingegeben — nicht als Herrn ihres Glaubens, sondern als Diener ihrer Freude.
